

10] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Doch, sagte Helge, aber auf mich heißt er augenscheinlich nicht an.

— Ja, das ist ja auch ungleich.

Sie sahen stumm.

Also verheiratet war er sogar gewesen! Hatte ein Kind gehabt. Und jetzt waren sie tot. Wo darin ein Sinn liegen sollte, war nicht ganz leicht zu verstehen!

— Wo wohnst Du? fragte Forsman.

— Ganz oben im Norden, erwiderte Helge ausweichend.

Ihn in die kleine, viereckige, weißgetünchte Boarding-house-Zelle einzuladen, die seine nächtliche Heimstätte war, das fiel ihm nicht ein. Er wunderte sich darüber, daß Forsman, der doch energisch, bewußt, ordentlich war und Geschäftsfinn, Warenkenntnisse und Praxis besaß, sich in Amerika nicht besser durchzuschlagen vermochte. Aber es gehört mehr dazu als das, dachte er, oder richtiger: weniger. Man muß geboren sein für dies Land . . .

— Und nach Hause schreibt man ja nicht, fuhr Forsman nach einer Weile fort. Nein, dazu war ich zu stolz. Ich hatte ja Mutter und Schwester und sonstige Verwandte in Norrköping; aber das wollte ich nicht. Jetzt ist übriges Mutter tot und meine Schwester ist mit einem Kaufmann verheiratet. A propos — Deine Schwester ist ebenfalls verheiratet. Aber das weißt Du wohl?

— Nein, wir schreiben uns nicht. Woher weißt Du es?

Forsman lachte:

— Freilich, man hört auf mit Schreiben; das gehört auch zum Aufenthalt hier. Sonderbar, daß das nicht mehr Mißtrauen erweckt bei denen daheim. Sie müßten doch eigentlich innerlich und äußerlich . . . Ja, also Deine Schwester ist mit einem Zollinspektor irgendwo verheiratet. Ich las es vor einem Jahr in der schwedisch-amerikanischen Post in Minneapolis. Der Name blieb mir haften, Silda Bendel.

Helge leerte sein drittes Glas Portwein.

— Und wie geht es Dir selber, Bendel?

Er gab seine Auswanderergeschichte in kurzen Zügen. Alles in allem war da nicht viel zu berichten. Und dann widerstand es einem auch ganz merkwürdig. Man ward verischlossen hier draußen.

— Ja, nickte Forsman, das ist auch wahr. Und man reißt auch nicht nach Hause. Das eine Jahr fettet das andere an sich. Na, und Deine Stellung bei der Kennyonlinie — sicher ist die natürlich auch nicht?

Helge verspürte einen leisen Kälteschauer.

— Nein, das wissen die Götter.

— Natürlich nicht. Nichts ist hier sicher, das ist das Unheimliche. Und manchmal hab' ich gedacht, das just das einen fesselt und lähmt, daß man darum so krampfhaft sich anklammert wie ein Ertrinkender an einen Strohalm. — sich an jeden Bettel anklammert. Ich kenne Leute, die seit zwanzig Jahren dieselbe elende Arbeit tun — als Vater, als Tagelöhner — und die dabei gute, gewandte, gebildete Geschäftsleute waren.

Helge hörte nur halb zu. Er rechnete nach, wieviel er in der Tasche hatte — zwei — vier — sechs Dollar und ein paar Cents. Einen Dollar hatte er Forsman schon gegeben; nun sollte er noch einen zweiten haben.

— Es ist merkwürdig, sagte er zuletzt, daß Du es zu nichts gebracht hast. Ich hatte es immer geglaubt.

Forsman schüttelte den Kopf:

— Nein, dazu gehört auch ein besonderes Talent. In den Landsleuten, denen es einigermaßen erträglich geht hier, gehört man nicht. Das ist eine andere Rasse, die verachten uns. Aber glaub' mir nicht, daß sie sich etwa untereinander helfen. Ich sah in Minneapolis, wie ein kleiner Landhändler plötzlich Luft unter den Schwingen spürte und emporkletterte; da wurden sie neidisch. Und als ihm der politische Ehrgeiz kam und er zu einer Wahl aufgestellt wurde, da stimmten die Schweden für seinen Gegenkandidaten, der ein Isländer war, der Erbfeind hier im Lande. Denn siehst Du, mein lieber

Gelge, der Landsmann durfte ihnen nicht über den Kopf wachsen, nicht um einen einzigen Zoll. Das sieht man bei den Deutschen und Isländern nicht — diesen beiden Nationen, die wirklich etwas zu bedeuten haben hier durch ihr Zusammenhalten.

— Da pfeife ich drauf! dachte Helge.

— Und vor allem darf man kein Träumer sein, sagte Forsman plötzlich ganz unmotiviert.

— Nein, das ist wahr, murmelte Bendel — aber das darf man anderswo auch nicht.

Er bestellte etwas zu essen, ein paar Scheiben Beef mit gebratenen Kartoffeln. Forsman fuhr in seinen abgehackten Reden fort, ziemlich abrupt und ohne eigentlichen Zusammenhang. Helge hörte, daß er seit vielen Jahren immer im Kreis herum über ein und denselben Gedanken nachgedacht, gebrütet, von ihm gezehrt hatte: das hoffnungslose, das unsichere, das zwecklose, das harte und das entsetzliche Gefühl der Einsamkeit, des Außerhalbstehens, des nichts mehr Besitzens — weder Vaterland, noch Sprache. Er sagte zwischen ein paar Bissen:

— Und siehst Du, Bendel, man wird ein Doppelwesen und zugleich mutterseelenallein und einsam! Amerikaner wird man doch nie, und zu den Landsleuten gehört man auch nicht. Und schließlich, was ist ein Schwedisch-Amerikaner? Das klingt in meinen Ohren hermaphroditisch. Entweder — oder.

Und er murmelte weiter:

— Dabei schmeicheln sie denen dabei mit offiziellen Aussprüchen, wie gern just diese Nation hier gesehen ist — was? Die besten Mitbürger — was? Sumbug! Hast Du nie das beliebte Schlagwort der Yankee gehört: Dumm wie ein Schwede? Was sie damit im Ernst meinen, das ist unsere Arbeitstauglichkeit, die nicht gelernt hat, zu pfuschen, wie ihre eigene. Und die machen sie sich auch zunutze. Bessere und geduldigere Arbeitstiere als die Schweden gibt es nicht. Bravo wie Maulkehl . . .

— Ja, ja, sagte Helge, den dies anfang zu ermüden und der im Grunde immer an das Kontor und Herrn Wolken dachte.

— Auch keine Freunde, blieb Forsman beharrlich bei der Sache, keine gemeinsamen Interessen. Jeder für sich und Dollar zu Dollar. Die Amerikaner selbst haben sogar eine Grabschrift erdacht, die für die Einwanderer paßt und die auf das namenlose, nummerierte Brett auf dem sonnendürren Hügel in der Prarie gesetzt wird: Heimatlos und freudlos — weil er ein Einwanderer war.

— hm — ja — das ist doch ein bißchen übertrieben, meinte Helge, ohne es zu meinen.

Forsman lehnte müde den Kopf in die Hand. Er hatte seine Portion bis auf den letzten Bissen verzehrt und mit dem Messer die Brüste vom Teller gekrabbt. Darauf hatte er Messer und Gabel abgelegt. Seine Wangen zeigten jetzt zwei rote Flecken.

Mehr Essen kam, und sie aßen, stillschweigend und traurig.

— Hast Du ein bißchen Tabak? sagte Forsman und lehnte sich im Stuhl zurück. Er zog eine verbrauchte Maispfeife aus der Tasche — einen der Maiskolben, die man dort Missouriimeerschäum nennt, so wie Eidotter im Westen zum Surrogat geworden ist und Prariekäse genannt wird — und reichte sie Bendel.

— Nein, aber wir wollen Zigarren kommen lassen.

Sie rauchten die ersten Züge stillschweigend.

— Weißt Du was, sagte der Buchhalter — das hier erinnert mich in einer Art an unseren ersten gemeinschaftlichen Cafésbesuch. Du weißt, drunten in der Bierhalle, in der — in der Jakobsbergstraße — nein, Jakobsstraße meine ich.

— Ja, sagte Helge, mit einemmal lebendig — Du hast recht! Wie hieß es doch gleich? Sundgren — nein —

— Nyberg — Nybergs Bierkeller — Restaurant Nybera — erinnerst Du Dich?

— Und ob! Freilich! Da waren wir ein bißchen grüner als jetzt.

— Ja, ja, das waren wir.

Der Kellner kam mit zwei Gläsern Portwein.

— Wollen wir anstoßen auf das alte Stockholm, was?

— Weißt Du was, sagte Wendel und legte beide Ellbogen auf den Tisch. Er sah Forsmann scharf in die Augen.

— Ja?

— Wir zwei passen verteuert schlecht hierher, Du!

— Wenn wir Lüd gehabt hätten, so hätt' es vielleicht umgekehrt gelautet, Bruder!

— Nein — nein — nein! Entweder — oder, wie Du sagst. Und sogar in dem Fall wären wir Jesuiten gewesen und hätten gesagt: Der Zweck heiligt die Mittel! Und wären dennoch Schweden geblieben.

Selge fühlte, daß ihm der Wein zu Kopf stieg, und das dämpfte seinen Eifer plötzlich. Aber er hätte gern noch mehr von dem bisher Verschwiegenen von sich gegeben und suchte nach Worten. Forsman blickte an die braune Balkendecke hinauf.

— Weshalb sind wir eigentlich hierher gekommen? sagte er.

— Das weiß der Teufel! Es muß wohl eine Art belehrende Nemesis sein!

— Für die, die ihre Lektion überstehen, ja!

Nach einer Weile:

— Erinnerst Du Dich übrigens an den Mediziner damals in Rybergs Restaurant? Schurak nannte er sich. Na, also der ist auch im gelobten Land. Aber der hat sein Glück gemacht. Er ist in San Franzisko und hat ein Syphilisheim errichtet, in dem er mit einem Patent-Heilmittel Kuren macht. Siehst Du — man muß Amerikaner sein, eh man ausreißt...

— Wie bist Du heut' Morgen unter die Menge gekommen?

— Oh — ich kam als blinder Passagier auf einem Güterzug — hing mich an eine Koppel und konnte mich in einen Milchwagen schmuggeln. Es galt nur, vor City Limits vom Zug zu springen. Das tat ich und befand mich augenblicklich in einem ganzen Heer von Arbeitslosen, die auf Chicago zu marschierten. Marschierte mit und nahm meine Chance, ohne zu nuckeln. Das ist das Ganze.

Selge sah seine Stadt. Er sah den sprudelnden Strom unter der alten Steinbrücke; sah die gradlinigen Fassaden und das flüchtige Bild des südlichen Stadtprofils — eine Kontur, die man nie vergißt. In Wilkens Kellergewölbe stieg ein Panorama auf, gleich einer Luftspiegelung.

— Du, Forsman, sagte er, denkst Du nicht ans Heimreisen?

— hm, machte Forsman — hm.

Waise.

— Der verdammte Portwein! fügte er hinzu und brach in Tränen aus.

Wendel sah die Straßenszene vom Morgen und das Börsenschauspiel vom Mittag, und die beiden Bilder flossen zusammen in eines. In keinem von beiden hatten er oder sein Kamerad Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Altersfrieden.

Skizzen aus Holland von A. Hauschner.

Es geht ihnen gut, den Häuslersleuten, im „Haus für arme Fischer“.

In Armut waren sie geboren, in Entbehrung aufgewachsen. In Sorgen hatten sie gelebt, waren in schwerer Arbeit grau geworden. Nun aber litten sie nicht Not.

Ein Dach zu Häupten und ein Lager, um den müden Leib zu betten. Ein Raum für jedes. Hoch genug, um aufrecht drin zu stehen, und breit genug, um — beide Arme ausgestreckt — die Mauern kaum zu streifen.

An der weißgetünchten Wand ein Binsensstuhl, ein kleiner Tisch, ein halbes Duzend Nägel ob der alten buntemalten Truhe. Und wenn das nicht genügte, konnte Bretter in den Bettstüben nageln und seine Habe darin bergen.

Für ihren Magen war gesorgt.

Kaffee des Morgens, Kaffee vormittags, mittags, nachmittags und abends.

Und Sonntags Speck. Drei volle Pfunde. Wer seine Knochen noch bewegen konnte, dem stand es frei, sich seinen Tabak zu verdienen. Nur Branntwein war verpönt. Der schädigte den Körper und die Seele.

Zwölf waren sie. Verwaiste Eltern alle und keiner unter siebzig. Der Tod war durch ihr Haus gegangen und hatte sie verächtlich. Wegmüde Wanderer. Entzweigte Bäume, kronenlos, ins Lebensmatt getroffen.

Nicht alle waren Heringsfischer.

Gwij Louw hat Zwiebel und Kartoffel eingeseht und aus-

gegraben Jahr um Jahr. Vom vielen Wüden war sein Rücken trumm gebogen.

Joost Bluijs gab seine Kraft den Rähnen. Das Seil um seine Schultern ging er uferwärts mit schweren Schritten, zog die schwerbeladenen, flachen Rähne durch die Kanäle.

Durch die stillen, grünsummäumten Wasserstraßen, der Landschaftszierde, und die Freude aller Schönheitsfrohen Blide.

Frucht und Gemüse hatte Arrie Paap durch das Land geschoben. Winter und Sommer. Durch Schneesturm und durch Sommenglut, durch Schlamm und Flugand. Unter dem Karren, zwischen Räderkreischen, die beiden Helfer. Kleine Hunde, zottig, mager, unter der Bürde aus atemlosen Lezgen leuchend. An hundert Tiere mordete die Strafe.

Huip Van Spaart war Muschelsammler. Alltäglich, nach der Flut, war er ins Meer gegangen, bis an den Bauch im Wasser, das Neg vor sich, quer durch die Wellen. Neben ihm, bis an den Bauch im Wasser, zog das alte Pferd den hohen Wagen. „Ho-i“, schrie Huip. Das Pferd stand still, der Gang fiel prasselnd in die Wagenhohlung und weiter ging's, quer durch die Wellen, Mann und Pferd bis an den Bauch im Wasser.

Huip lebte noch die Frau, wie auch dem Gwij. Joost Bluijs war Witwer. Erst seit kurzer Zeit. Nun durfte er das Doppelbett allein benutzen.

Da war noch Nagje Kruij, die Armenmutter vor Gief Waas gewesen war. Und Liebje Boon, die nicht ganz richtig war im Kopf. Seit ihrer Jugend meinten manche.

Andere sagten, seit jenem Tag, an dem sie Mann und Kind verloren hatte.

In einem Wintersonntag auf der Heimfahrt aus der Kirche. Im Treibeis kenterte das Voot. Der Vater hielt das Kind, bis die erstarrten Hände Hilfe fanden. Dann sank er kraftlos. Tietje am Bugspriet angeklammert, bewusstlos, halb ertrunken, blieb am Leben. Sie lag in hohem Fieber, als man das Kind begrub.

Sie sah meist und stierte in die Luft. Nur wenn das Essen kam, und man ihr das Verlangte nicht gleich reichte, erwachte sie und heulte wie ein Tier, das Schmerzen hat.

Novemberabend.

Heulend rast der Sturm. Aus seinem Brüllen schreit der Tod. Draußen — weit draußen — zwischen Gisch und Wirbel unter schwarzverhangenem Himmel — bergeshoch, talertief wirft er das Fahrzeug, saßt es mit der Eisensaut, zerbricht es — begräbt sein Leben in dem tollen Strudel. — Jauchzend rennt er vorwärts, türmt die Wasser, rüttelt an den Dämmen. — Auf das Armenhaus wirft er sich wütend. Dreihundert Jahre schon bereunt er es. — Kämpft er mit der buntemalten Puppe, dem alten Fischer, die den Giesel krönt. —

„Ich will dich zwingen, Popanz — heut zertrümmere ich dich“ .. Drinnen in der Halle hochten die Alten um den runden Tisch. Auf die weißen Köpfe fällt das weiße Licht der Hängelampe.

Aber in den tiefen Ecken, wo die schwarzen Schränke stehen, hallen sich die Dunkelheiten, rücken drohend näher, fressen an dem blassen Lichtkreis. — Lärmend tost der Wind.

Hui — ein Stoß — und wieder einer. Die rote Wallende zittert, zuckend tanzt die Lampenflamme und die Mauern schwanken. — Klirrend reißt es an den Fenstern. Eifig pfeift es durch die Ritzen, segt mit Angestüm quer durch den Saal. —

In den greisen Körpern friert das Leben. Jögern schleicht das kalte Blut durch die weissen Adern und der Herzschlag stot —

Sie fordern murrend „Mutters Zimmer“ in der bösen Nacht. Es ist ein kleiner Raum und die Mauern dicker, man kann Feuer machen im Kamin.

Mutter Gief hat nichts verstanden. Sie geht in dem blauen Wollkleid (Noch und Jade, sommers, winters, stets das gleiche), auf dem grauen Haar die weiße Haube hin und wieder, räumt und ordnet. Noch ganz jung, kaum fünfzig Jahre.

Ihr nettes Stübchen. Heute hat sie erst die roten Ziegelsteine reingeschneuert.

Nicht einmal die Kage, die ihr Liebste ist, durfte auf die hohen Binsensstühle springen.

Diese Horde Schweine, die nach Schmutz und Branntwein stinken, Tabak qualmen und in alle Ecken spuden.

Nägen nichts die tauben Ohren. Immer lauter wird das Murren.

Und jetzt humpelt Nagje Kruij aus ihrem Stübchen. Einundneunzig, eingeschrumpft und eingetrodnet, schon der Erde nahe, in die sie bald gesenkt wird.

„Hör, Gief, in solchem Wetter haben wir ein Recht, bei dir zu sitzen. Mach das Feuer an in deiner Kammer.“

Nageres Feuer. Ein paar Stücke Torf, ein Korb voll Dünengras. Doch es flackert, mischt sein Lied ins Sturmgeschleulen.

Eng umdrängen es die Häuser. Dicht beisammen. Als ob Wärme aus den alten Körpern strömen könnte.

Schweigend rauchen sie — schon halb entschlafen. Manchmal weckt ein Windstoß das Gedanken an Gefahren, die sie einst bestanden haben. Nagje Kruij fängt plötzlich an zu reden.

Sie war Gebamme. Tausenden von Kindern hat sie auf die Welt geholfen, Tausende verderben sehen.

Sie erzählt von großen Kriegen. Von Napoleon. Von dem Brand in Moskau. Einer ihrer Brüder war dabeigewesen. Fahnen-

flüchtig war er heimgekommen, mit der Kunde von dem großen Brand und schwerem Glend. —

Mutter Gef, die Augen scharf auf Joost, schreit plötzlich auf — „Du Kerl, Du Schwein, Du besoffenes Untier, hab ich Dir nicht streng verboten, auf die reine Diele auszuspucken? Siehst Du nicht den Speinapf?“

Sie faßt mit ihrer starken Hand den Altan und stößt ihn in die dunkle Halle. — Alle andern folgen, tappen in die Nojen, kriechen in die Kasten unter ihren Lumpen.

Stijv und Huip und ihre Frauen schmiegen sich zusammen. Wie viel Nächte noch?

Joost zieht heimlich seine Branntweinflasche aus dem Polster, heizt den alten Leib. —

Lautlos liegt das Haus — der Wind umheult es, rüttelt an dem Giebel, an den Kiren.

Ab und zu erwacht ein Schläfer. War das nicht ein Schrei? Das Aufen eines Kindes, das vor vielen Jahren in solcher Sturmnacht auf der See ertrunken ist? —

(Schluß folgt.)

Berliner Porzellan.

Im Lichthof des Kunstgewerbemuseums gibt es eine sehr große Ausstellung Berliner Porzellane zu sehen. Wir finden bestätigt, was wir von jeher wußten: die preußische Königskultur des achtzehnten Jahrhunderts ist in allem Architektonischen (und dazu gehört auch das Porzellan) durchaus zweiter Hand. Die Bauten Potsdams wären ohne französische und italienische Vorbilder nicht denkbar; die Manufaktur, die Friedrich II. nicht ohne kaufmännisches Geschick erworben hatte, folgte den Spuren Reizens und ehrte somit abermals französischen Geist. Während dieser Zeit der Abhängigkeit hat die Berliner Porzellanfabrik ihre besten Stücke herausgebracht. Wir finden einige davon in den ersten beiden Wandchränken: unter asiatischem Einfluß geformt und mit leichter Hand geschmückt. Am besten gelangen schon damals die Geschirre für den Frühstückstisch und die Mittagstafel (die Geschäfte der Cafésalade, des Tees und des Kaffees gibt eine wichtige Parallele zum Siegeszug des Porzellans). Die aufgemalten Watteaufiguren passen deßhalb zur Stimmung des zerbrechlichen Stoffes; die schwarz wiedergegebenen Bauernbilder des Teniers erwecken eine Dissonanz, die stampfenden Sauffäße haben so gar nichts Porzellaniges. Solche wohllohen Bemalungen, die später noch weit protekler wiedersehen, zeigen deutlich: wie wenig die Berliner Manufaktur, ja ganz Europa eigentlich von der Seele des Porzellans, dieses östlichen Gutes, je begriffen hat. Sehr schöne Stücke sind die drei Service für das Breslauer und die Potsdamer Schlösser; man fühlt, daß der Former das Klingende des porzellanenen Scherbens mit den Fingerspitzen empfand, und daß der Maler trotz alles Reichthums seiner Decoration das Weiß des edlen Materials respektierte.

Die Figurenplastik Berlins ist nie sehr bedeutend gewesen; es fehlt das prädelnde Temperament, das Sündhafte, zu schweigen von jener dämonischen Mythis und jener taubenseligen Lieblichkeit, wie sie asiatischen Porzellanfiguren einwohnt. Die Berliner Figuren bevorzugen das Allegorische; am besten sind sie noch, wenn sie sich wenigstens äußerlich an das Asiatische halten: so die Chinesenfiguren (Schrant 6). Zwei Brüder Meyer waren die ersten und wohl auch besten Plastiker der Manufaktur; davon hat Wilhelm Christian, der spätere Akademiedirektor, die Figuren für den Tafelauffatz, den Friedrich der Zweite der russischen Katharina schenkte, gemacht. Dieser Auffatz ist ein sehr charakteristisches Stück; er zeigt das Porzellan im Dienst der höfischen Etikette und der Unterrodspolitif. Die Fürsten schenken sich Porzellan; für eine kostbare Wafe gab es unter Umständen einen Landesteil. Auch die Bürger schwelgten, sie waren ganz verliebt in die kleinen bunten Püppchen, in Kinder, die mit allerlei Früchten handeln, in Putten, Miniaturgötter und winzige Tiere. Das meiste dieses Vitruviuspielzeugs hat aber keinerlei künstlerische Bedeutung; es ist gar zu harmlos. Der Duft des Rokoko's entschwand dem berlinischen Porzellan, noch ehe er es recht getränkt hatte; es kam die schwerere Majstik, das Popsige. Das belam dem Porzellan nicht sehr gut. Es gibt Unmöglichkeiten, wie die Vasen, die hier auf dem französischen Kollbureau (neben Schrant 27) stehen: Orientalische Grundform mit Malerei im sogenannten Römerstil. Oder: Gefüßlosigkeit wie die Porphyrbase: eine Nachahmung von Lava. Was hätten die Chinesen zu solcher Barbarei gesagt. Orient und Oxident sind eben, was die Kunst angeht, schon zu trennen; nur, daß dem Westen dann viel Licht verloren geht. Recht lustig arbeitete die Manufaktur im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts; sie machte Geschirre im klassizistischen Stil, hart und edig, aber durch solche Steigerung der Zerbrechlichkeit pikant. Ein heller grüner Grund und an anderen Stücken ein Kobaltblau, das nach dem Ruhm von Sevres zeigte, wurden geschickt angewandt.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert (in den vorerwähnten Sälen ausgestellt) beginnt bereits der Verfall der Manufaktur. Anfangs wurden noch ganz passable Biskuitporzellane (nur einmal gebrannte, nicht glasierte) hergestellt; dazu gehört die bekannte Gruppe Schadows nach den beiden Prinzessinnen Luise und Friederike.

Auch einiges Gebrauchsgeschirre war in dieser biedermeierlich anhebenden Zeit ganz lustig, so die Schokoladentassen mit den plastischen Reliefs von Mama und Papa. Aber bald kamen schlimme Geschmacklosigkeiten; das pompejanische Rot wurde als ein bider Brei dem Porzellan aufgeschmeißt, daneben ein wolfiges keifriges Blau und unmenslich viel Gold. Dummheiten, wie das Nachahmen von Steinmosaik (Taubenmotiv in Schrant 36!) waren alltäglich. Die figürliche Plastik wurde akademisch langweilig; Senelli (37) war so etwas wie ein biskuitener Michelangelo. Es wird immer schlimmer; die Wafe mit den Figuren der preussischen Provinzen ist in all ihrer Niesenhaftigkeit ein Stück schredlicher Verwilderung; die großblumige Malerei, die den Grundstoff völlig zudekt, bedeutet den Selbstmord des Porzellans. Und dann folgen Dinge, die einem geradezu Nebelheit bereiten, kitschige Laupinseseien und andere schlimme Brutalitäten, wie sie am besten ein Protokoll, das über den Niedergang der Manufaktur amtlich im Jahre 1878 aufgenommen wurde, kennzeichnet: „Unglasierte Krüge und Vasen von schwarzer Farbe mit Gold oder farbiger Bemalung, welche durchaus das Ansehen haben, als ob sie aus gebrannter schwarzer Erde beständen, Gefäße aus unglasiertem Material, welche aus Gips zu bestehen scheinen. . .“

Erst mit dem zwanzigsten Jahrhundert und der Leitung von Schmutz-Baudisch kamen über die Berliner Manufaktur wieder Vernunft und Geschmack. Die Ergebnisse dieser Wandlung sind uns wohlbekannt: die mildtönenden Unterglasurmalereien, die weichflächigen, geschmeidigen, den porzellanenen Stil suchenden Kleinfiguren. Der sprühende Wackerle, der sinnliche Huber und der strenge Amberg sind dabei im Erfinden tetamisch wirkender Plastik besonders glücklich gewesen. Aber auch ihre trefflichsten Arbeiten können nichts an der Erkenntnis ändern, daß die Zeiten des Porzellans vorüber sind. Porzellan war das exquisite Material einer aristokratischen Kultur; die Demokratie vermag mit ihm nichts anzufangen. Heute gibt es nur noch Porzellan für das chemische Laboratorium und für den Ghitich. Daneben kann beitenfalls noch die Blumenvase gedeihen, der aber geht es am besten, wenn sie sich nach dem Vorbilde Aftens mit ganzflächigen Laupinsuren (Schrant 49) begnügt. Robert Breuer.

Die chemische Grundlage der Geisteskrankheiten.

Neue Bahnen der Irrenheilkunde.

Von Dr. med. van Troj.

Wenn Seelenstörungen wirklich den Namen von Krankheiten verdienen, so müssen sie gerade wie die anderen Krankheiten des Körpers auf einer bestimmten materiellen Grundlage sich abspielen. Da man als solche die nervöse Substanz des Gehirns anzusehen hat, lag es unter Einwirkung der von Rudolf Virchow eingeführten pathologisch-anatomischen Anschauungen nahe, die Geisteskrankheiten für Gehirnerkrankheiten anzusehen, und der Wunsch wurde rege, über ihre Art, ihr Wesen und ihre Abgrenzung etwas aus den krankhaften Veränderungen der Zellenbestandteile erfahren zu wollen. Aber die pathologisch-anatomische Forderung, die anderwärts die größten Triumphe feierte, hat hier fast vollständig versagt. Obwohl die Mikroskope immer schärfer wurden, obgleich die mikroskopischen Färbemethoden eine immer bessere Ausbildung erhielten und immer feinere Einzelheiten der Struktur an den Tag brachten, ließ sich mit all diesen Hilfsmitteln bei den Geisteskrankheiten nichts ausrichten. Sie blieben „funktionelle“ Störungen, d. h. solche, bei denen man wohl die Wirkung, nicht aber die Ursache kannte.

Einige Geisteskrankheiten — und ihre Zahl ist bis heute im Wachsen begriffen — machen davon eine Ausnahme. So findet man bei angeborenen Geistesstörungen, die zu der Gruppe der Schwachsinnigkeitsstörungen, der Idiotie und Imbecillität, gehören, schwere Veränderungen des Gehirns, oft geradezu Mißbildungen. Auch bei dem Breitschwachsinn sind in neuerer Zeit pathologisch-anatomische Merkmale beschrieben worden, die ihre Ursache in einer auf Verfallungsercheinungen beruhenden Unterernährung haben. Ebenso ist die progressive Paralyse eine organische Geisteskrankheit nach einer Infektion. Auch das paralytische Gehirn zeigt bestimmte Abweichungen von den normalen. Wenn nun auch derartige mikroskopische Forschungen fortgesetzt werden und gewiß noch viele Erfolge versprechen, so ist doch die Hoffnung, vermittelst ihrer zu einem tieferen Verständnis der Geisteskrankheiten zu gelangen, wohl allgemein aufgegeben. Um so mehr wendet sich das wissenschaftliche Interesse einer ganz neuen Methode zu, die der physiologischen Chemie angehört. Jedes Organ macht während seines Lebens Veränderungen durch, die im Auf- und Abbau seiner Elemente bestehen. Man nennt dies bekanntlich Stoffwechsel. An der Art und Größe des Stoffwechsels kann man erkennen, ob das betreffende Organ gesund ist. Krankhafte Störungen werden durch eine Veränderung des Stoffwechsels offenbar. Diese kann Dank der Feinheit der Untersuchungsart unter Umständen viel früher erkannt werden, als wenn man die Krankheit pathologisch-anatomisch festzustellen imstande ist.

In der Psychiatrie spielt ein solche funktionelle Diagnostik seit einigen Jahren eine große Rolle. Sie dient zur genauen Unter-

Scheidung der Paralyse von anderen Störungen. Zunächst hat man erkannt, daß der Körper des Paralytikers an einer für das Gehirn außerordentlich wichtigen phosphorbaltigen Substanz, dem Lecithin, verarmt, indem es mehr ausscheidet, als es die Norm ist. — Weiterhin lassen sich noch andere Stoffwechselstörungen nachweisen. So ist die Flüssigkeit, die von den Hirnhöhlen ausgeschieden wird, pathologisch verändert. Endlich liegen auch der bekannten Wassermannschen Reaktion Stoffwechselveränderungen zugrunde, in dem es zur Bildung von neuen chemischen Körpern kommt, die im Blute kreifen. Es ist im einzelnen noch nicht aufgeklärt, was der sogenannte positive Ausfall der Wassermannschen Reaktion, das heißt die Aufhebung des Blutauflösungsvermögens bedeutet. Der Entdecker war zunächst geneigt, dies dem Entstehen von Schutz- oder Antikörpern gegen die giftigen Stoffwechselprodukte der Spirochäten auf Rechnung zu setzen. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Anschauung in diesem Falle zutreffend ist. Daß eine Bildung derartiger Schutzstoffe oder Abwehrstoffe im lebenden Organismus kein seltenes Ereignis ist, wissen wir von den Infektionskrankheiten und der aus ihnen entwickelten Immunitätslehre her. Inwieweit auch bei geistigen Erkrankungen überhaupt derartige Abwehrkörper erzeugt werden, ist ein Problem, das den letzten Jahren angehört und das durch die geniale Arbeitsmethode des Hallenser Physiologen Prof. Emil Abderhalden auf das energischste gefördert worden ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir im Beginn einer an Aufschlüssen und Ueber-raschungen reichen Periode, die gleich befruchtend auf die verschiedensten Gebiete der Biologie wirken wird.

Wir müssen etwas weiter ausholen, um zeigen zu können, worum es sich handelt. Wenn man früher von dem Kampf ums Dasein sprach, so dachte man in erster Linie an die wirklichen Kämpfe der Tiere gegeneinander, in denen der Sieger seinen Platz behauptete, während der Besiegte das Leben lassen mußte. Der Kampf ums Dasein ist aber viel allgemeiner, er bricht überall da aus, wo Leben mit Leben zusammenstößt. Schon die niedersten Wesen sind mit Waffen ausgerüstet, ihrer Gegner sich zu entledigen. Wie aber der Organismus des höheren Tieres und des Menschen nichts anderes als eine große Zellsolonie ist, so besitzt jedes Glied dieses Staates, wenn es auch sonst seine Individualität eingebüßt hat, die Fähigkeit, Schädlichkeiten von sich abzuwehren. Diese Feinde brauchen durchaus nicht lebendige Wesen zu sein. Es genügt, daß sie aus organischer Substanz, aus organischen chemischen Verbindungen bestehen, wie es in erster Linie die Eiweißbildungen sind. Auch die lebende Zelle ist eine solche Eiweißbildung, aber sie ist von Art zu Art, von Individuum zu Individuum, ja von Organ zu Organ verschieden. Tritt eine fremde Eiweißverbindung zu einer Zelle, so entsteht ein Kampf zwischen den chemischen Kräften beider, bei dem entweder die Körperzelle oder das fremde Eiweiß geschädigt wird. Die Hilfsmittel, die dabei dem Körper zur Verfügung stehen, sind groß. Schon bei seinem Eindringen in den Organismus wird das körperfremde Eiweiß im Verdauungsstadium aufgelöst, abgebaut, entgiftet und dann erst assimiliert. Schließlich besitzt oder bildet die einzelne Zelle noch Schutzstoffe, die, wenn fremdes Eiweiß zu ihr gelangt, es abbauen können. Außerhalb des Verdauungsapparates ist das Eindringen auf dem Wege der Blutbahn möglich. So kreist das Bacterieneiweiß im Blute. Die Abwehrstoffe werden gegebenenfalls auch gegen körpereigenes Eiweiß gebildet, wenn eine neue Eiweißart im Körper entsteht. Dies ist z. B. bei der Schwangerschaft der Fall. Hier besteht die Plazenta aus einem neuen Eiweißkörper. Und flugs erkennt man, wie im Blute Abwehrkörper entstehen.

Aber was haben derartige Ueberlegungen mit der Entstehung der Geisteskrankheiten zu tun, wird man mit Recht fragen können? Sind Geisteskrankheiten etwa Infektionskrankheiten? Man muß darauf antworten: Nein und Ja. Nicht als ob ein lebendiger Körper von außen eindringe und sich im Gehirn wie die Spirochäten bei der Paralyse einnistet. Es gibt aber im Körper eine ganze Anzahl von Organen, über deren Funktion man lange nichts wußte und die man deswegen für überflüssig hielt. Es sind dies die sogenannten Drüsen mit innerer Sekretion, die ihre Produkte nicht wie andere Drüsen nach außen, sondern in den Kreislauf des Blutes abgeben. Dazu gehören vor allem Schilddrüsen, Nebennieren, Zirbeldrüse und Hirnanhang. Auch die Geschlechtsdrüsen bilden neben ihrem Hauptprodukt, den Keimzellen, besondere Sekrete. Die Wirkungsweise dieser Drüsen ist noch nicht in den Einzelheiten sichergestellt. Soviel aber ist gewiß, daß sie für den normalen Verlauf aller möglichen Körpervorgänge von größter Wichtigkeit sind, wie z. B. für das Wachstum, den Fettansatz, den Blutdruck und den Stoffwechsel. Schon eine kleine Veränderung der Zusammensetzung des Sekrets, beruhend auf einem falschen Funktionieren der Drüse, kann schwere Störungen herbeiführen. Die krankhaften Sekrete, die nun in dem Körper kreifen, wirken wie fremdes Eiweiß. Der Organismus bildet Abwehrkörper, welche die veränderten Produkte abbauen sollen. Dieses Abbauen geht allmählich vor sich, aber unterdessen bilden sich Zwischenkörper, die schwere Gifte für die Gehirnrinde darstellen. Unter dem Einfluß solcher Vergiftungserscheinungen entspannen sich die Geisteskrankheiten. Man beginnt dadurch zu verstehen, warum Geisteskrankheiten sich vererben können; wenn nämlich die krankhafte Funktion der Drüsen mit innerer Sekretion vererbt wird.

Bei diesen Betrachtungen handelt es sich keineswegs nur um Hypothesen, denen jeder reale Boden fehlt. Die Vermutung wird durch den biologischen Versuch bestätigt. Es ist das Verdienst des Leiters der Irrenabteilung am Stuttgarter Bürgerhospital, Dr. Famer s, unter Beistand von Abderhalden, die ersten Versuche in dieser Richtung unternommen zu haben. Der Nachweis erfolgte auf die folgende Weise: Das Blut der Geisteskranken wurde mit den drüsigen Organen zusammengebracht und deren Abbau beobachtet. Bei einer Reihe von Geisteskrankheiten verlief die Reaktion negativ. Es sind dies die funktionellen Störungen der Manie, Melancholie und Hysterie. Anders jedoch bei dem Jugendirresein, das bisher ebenfalls als funktionelle Störung galt. Hier wurden reichliche Abwehrkörper im Blute gefunden, und zwar gegen Schilddrüse, Geschlechtsdrüsen und Hirnrinde; d. h. das Blutserum der Schwachsinnigen verdaute das Eiweiß der Drüsen zu einem niedrigeren Eiweißabbauprodukt, dem Pepton. Ferner ermittelte man bei Geistesstörungen, die sich im Anschluß an eine Schilddrüsenerkrankung wie Kropf oder Basedowsche Krankheit entwickelten, Abwehrkörper gegen die Schilddrüse. Auch einige praktische Resultate hat die neue Erkenntnis bereits gezeitigt. Zunächst gelang es, die Differential- und Frühdiagnose des jugendlichen Irreseins zu sichern. Dann aber wurde auch Besserung und Stillstand der Krankheit durch Darreichung von Schilddrüsen-tabletten erzielt, indem so der Mangel an unverändertem Schilddrüsenmaterial gedeckt wurde.

Wie weit sich die Abderhaldensche Lehre von den Abwehrkörpern für die Psychiatrie und speziell für diejenigen Psychosen, die wir heute noch funktionell nennen, fruchtbar wird machen lassen, ist eine Frage der Zeit. Das aber ist schon heute gewiß, daß sie uns ganz neue Wege gehen gelehrt hat.

Kleines feuilleton

Technisches.

Die „Schlagwetterpfeife“. Professor Fritz Haber vom Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie ist es gelungen, gemeinsam mit dem Abteilungsleiter Dr. Peiser, eine „Schlagwetterpfeife“ zu bauen, die dem Öhre des Bergmannes einen gefährlichen Grubengasgehalt durch ein deutliches Signal meldet. Im nächsten Hefte der „Naturwissenschaften“ wird Prof. Haber darüber berichten.

Das gefährliche Grubengas wird zwar durch das Verhalten der Grubenlampe angezeigt, auch gibt es das Rayleighsche Interferometer, das zur Anzeige von Grubengas gute Dienste tut, aber die chemischen Eigenschaften des Grubengases bringen es mit sich, daß diese Werkzeuge keine allzu zuverlässigen Schutz- und Warnungsvorrichtungen sind. Die „Schlagwetterpfeife“ nutzt nun nicht die chemischen, sondern die physikalischen Eigenschaften des Grubengases aus. Im physikalischen Kolleg führt man den Studenten die Verschiedenheit des Tones vor, die beim Anblasen derselben Pfeife mit Luft und mit Leuchtgas auftritt, und diese Erscheinung wird namentlich dann sinnfällig, wenn man gleichzeitig zwei gleichgestimmte Blasinstrumente benutzt und das eine mit Luft, das andere mit einem fremden Gas anbläst. Dieses Prinzip hat man schon früher zur Warnung vor Grubengasen anwenden wollen, aber die früheren Versuche sind alle fehlgeschlagen. Als beste Vorseitung aller Hindernisse fand sich schließlich eine neue Pfeifenkonstruktion. Mit ihrer Hilfe ließ sich ein akustischer Anzeiger von handlicher Form und einfacher Bedienung schaffen. Die „Schlagwetterpfeife“ stellt nach Prof. Habers Beschreibung, äußerlich betrachtet einen glatten, geschlossenen Metallzylinder von 25 Zentimeter Länge und 6 Zentimeter Durchmesser dar. Er enthält als Hauptbestandteil zwei gedeckte Lippenpfeifen, die auf denselben Ton gestimmt sind und durch ein und denselben Gasstrom angeblasen werden. Die Eigentümlichkeit der Pfeife besteht darin, daß das Gas im Pfeifenrohr, dessen Beschaffenheit die Tonhöhe der Pfeife bestimmt, durch eine sehr dünne Glimmerscheibe dicht gegen das anblasende Gas abgeschlossen ist und sich darum unverändert in der Pfeife hält, wenn wir nicht besondere Zu- und Abführungen betätigen. Wir füllen die eine Pfeife über Tage mit reiner Luft, die sich mit der Grubenluft nicht vermischen kann, weil sie mit ihr nur durch eine enge und sehr lange Nöhre in Verbindung steht. Das Rohr der anderen Pfeife füllen wir unter Tage mit Grubenluft. Die Handhabung des Apparates besteht darin, daß der als Pumpe ausgebildete Mantel nach unten gezogen wird. Dabei wird die Grubenluft durch den Reintiger und die Gaspfeife in den Pumpenraum gesaugt. Ein Vakuumstempel in der Mitte des Apparates zieht den Pumpenkolben beim Loslassen zurück und treibt das angelegte Gas durch den Druckregler zu den Mundstücken der Pfeifen. Enthält die Gaspfeife 1 Proz. Methan, so hört man rund zwei Schwebungen in der Sekunde. Mit steigendem Methangehalt nimmt die Schwebungszahl rasch zu und in der Nähe der Explosionsgrenze (5 Proz.) verwandelt sich die Erscheinung in ein charakteristisches Trillern. Das Ohr faßt die Unterschiede außerordentlich leicht auf. Sie sind in der Grube auf gerader Strecke noch in mehr als 100 Meter Entfernung völlig deutlich. (Hoffentlich befriedigt diese Erfindung, die auf kaiserlichen Befehl gemacht wurde, nicht bloß den Auftraggeber, sondern auch die Praxis.)